

Karin Richter / Burkhard Fuhs

**Wirkung von Gewalt in Medien auf Kinder –
eine Frage zwischen Medienethik und Pädagogik**

Die Frage nach der Wirkung von Gewaltdarstellung in den Medien ist so alt wie die Medien selbst – und da wir in diesem Kontext auch die Printmedien in Betracht ziehen, wird die historische Dimension dieser Frage erkennbar:

Von Menschen verursachte Gewalt in Form von Krieg, Bruder-, Gatten- oder Kindermord, Mord aus Eifersucht, Habgier oder Hass, Vergewaltigung, Verfolgung oder Vertreibung, der Zweikampf unter Männern oder die Hinrichtung von Schuldigen sowie Unschuldigen sind Themen, die sich immer wieder in der Literatur finden. Gewalt gehört ohne Zweifel zum menschlichen Leben und zur menschlichen Kultur, und nicht selten wurde die Historie einer Gesellschaft an Hand ihrer gewaltsamen Auseinandersetzungen, ihrer Siege und Niederlagen erzählt. Gewalt und Aggression erscheint vielen als eine anthropologische Konstante des menschlichen Daseins: der Mensch als des Menschen Wolf, der Mensch, dessen Geschichte mit dem Brudermord von Kain an Abel beginnt, der Mensch als eine Spezies, die sich im Kampf ums Überleben nicht scheut, auch die eigenen Artgenossen umzubringen. Die Haut der Zivilisation – so eine Position – ist äußerst dünn, wenige Tage Hunger und Angst genügen, um die Bestie im Menschen zum Vorschein zu bringen. Gewalt ist so nie nur biologisches Schicksal, sondern immer auch ein kulturelles Phänomen. Das gilt für die Formen der Gewalt, die sich mit der Technisierung, der Entwicklung der Waffen und der Gesellschaften verändert haben, das gilt aber auch für die Legitimation der Gewalt. So ist die Gewaltenteilung und die demokratische Legitimation eine wichtige Errungenschaft von Demokratien.

In dem Maße, wie Gewalt zum menschlichen Leben dazu gehört, und in dem Maße, wie sie in jeder Zeit kulturell gestaltet wird, ist Gewalt immer auch Bestandteil menschlicher Kunst, als einer Form der Bewältigung des Lebens.

Gewalt ist so auch Thema im uralten menschlichen Kulturgut. Gerade die Märchen und Mythen werden von diesem Thema geradezu determiniert.

Wenn wir also über Gewalt in den Medien reden und in einen Dialog über die Wirkung von Gewaltdarstellungen auf Kinder kommen wollen, müssen wir uns darüber klar sein, dass wir uns in einer historischen Zeit bewegen, in der die Formen und Begründungen von Gewalt grundlegend diskutiert werden. Dabei sind es vor allem die Angebote, die Gewalt als etwas Legitimes und Gerechtes darstellen, die für Kinder und Jugendliche von besonderem Interesse sind. Dies mag daran liegen, dass etwa Filme, die vor Gewalt warnen, vor allem die Opfer und damit die Schwachen und Leidenden in den Blick nehmen, während Filme, die Gewalt etwa über Notwehr und ungesühntes Unrecht rechtfertigen, den Kindern und Jugendlichen ermöglichen, sich mit einem starken Helden zu identifizieren.

Damit eröffnet sich auch die Frage, was das Faszinierende an Gewaltdarstellungen ist bzw. inwiefern der Mensch verschiedene Medien nutzt, um sich mit Gewalt auseinander zu setzen.

In der heutigen Diskussion stellen sich manche Fragen allerdings schärfer: Welche Funktion hat die zum Teil überdimensionierte Betonung von Gewalt im aktuellen Medienangebot? In welchem Kontext erscheint diese Darstellung? Wie stellt sich die Beziehung zwischen Freiheit und Verantwortung in Bezug auf Gewaltdarstellungen in den Medien dar? In welcher Weise ist die Gewaltdarstellung in den Medien in Verbindung zu den Werten einer Gemeinschaft zu sehen und was heißt in diesem Kontext pädagogischer Impetus?

Eine äußerst kontroverse Debatte über Gewaltdarstellung erfolgte in Verbindung und in Auseinandersetzung mit der Serie „Power Rangers“ in den neunziger Jahren.

Die Kritik vieler Erwachsener – gerade auch vieler besorgter Eltern und Pädagogen – führte dazu, dass Fachleute Gutachten erstellten, um die Bedenklichkeit oder Unbedenklichkeit dieser Serie zu analysieren und zu begründen. In einem interessanten Sammelband (Herausgeber: Dieter Czaja)

wurden die Positionen dazu unter dem Titel „Kinder brauchen Helden“ (1997) publiziert. Dabei stand im Zentrum der meisten Beiträge die Frage danach, inwieweit die fiktiven Gewaltdarstellungen im Fernsehen zu realen Wirkungen im kindlichen Alltag führen.

Wir möchten die Argumentationslinien einzelner Beiträge als Ausgangspunkt nehmen, um unsere Position dazu in Bezug zu setzen und möglichst deutlich zu konturieren.

Die bekannte Journalistin Barbara Sichtermann stellt in den Mittelpunkt ihres Beitrages das Plädoyer für die Selbstentscheidung des Kindes bei der Mediennutzung, ohne einschränkende Eingriffe Erwachsener. Die Medienpädagogik müsse – so ihre Position – „gar nicht so viel Hirnschmalz auf die Programmkritik [...] verwenden, denn für Kinder gilt in besonderer Weise [...], dass jede Sendung in jedem Hirn anders ankommt“ (Sichtermann in Czaja 1997, S. 14). Auf Grund der Unbestimmtheit der Botschaften fiktiver Darstellungen solle man Kinder sehen lassen, was sie wollen. Erst Kinder würden etwas aus diesen Botschaften machen – und wichtig sei, dass Kinder sich auf diese Weise selbst ergötzen (vgl. ebd., S. 15).

Ein Bekenntnis zu dieser Position bedeutet natürlich Entlastung für den Erwachsenen, zumal für den ‚geplagten Pädagogen‘, der für alles verantwortlich gemacht werden soll. Es stellt sich allerdings die Frage, ob sich eine Gemeinschaft auf diese Weise selbst aus ihrer Verantwortung für die Vermittlung von Werten und von Sinngebung gegenüber den Heranwachsenden entlässt – und damit zugleich dieses Gemeinwesen in seiner Existenz gefährdet.

Die Freiheit der Medien kann aus unserer Sicht nicht bedeuten, dass ihnen keine Grenzen gesetzt sind, gerade was die Darstellung von Gewalt anbelangt. Wie überhaupt Freiheit nur dann einen Gewinn für den einzelnen und eine Gemeinschaft bedeutet, wenn sie sich mit Verantwortung verbindet. In dem genannten Sammelband wird zu Recht darauf verwiesen, dass unser Wissen über kindliche Mediennutzung und Medienaneignung äußerst dürftig ist und auch deshalb Aussagen zur Wirkung von fiktiver Gewalt auf Gewaltbereitschaft im kindlichen oder jugendlichen Handeln problematisch sind. Genauso problematisch erscheinen allerdings einzelne Ansichten, die in Verbindung mit dem schrecklichen Ereignis im Gutenberg-Gymnasium Erfurt laut wurden und die darauf hinaus liefen, dass es sich bei dem Täter eben um einen gesellschaftlichen Außenseiter handelte, und dass eine Gemeinschaft nie vor derartigem abnormem Verhalten geschützt sei. Damit drängt sich die Frage auf: Was tut eine Gesellschaft, um derartige Gefahren zu minimieren? Verdrängt sie das Problem, verweist sie auf ihre Nichtzuständigkeit, delegiert sie die Schuldfrage, übt sie sich in einer Vogel-Strauß-Politik oder gefällt sie sich in der gleichnishaften Variante der drei Affen, die nichts hören, nichts sehen, nichts sagen - und demzufolge auch nichts tun müssen? Feststehende Fakten dieses Ereignisses sind - aus unserer Sicht - immerhin folgende: die isolierte Situation eines jungen Menschen - fehlende interpersonale Kommunikation in Familie und anderen Räumen - die Nutzung von Medien mit Gewaltpotential - der freie Zugang und Umgang mit Waffen. Damit ist der Wirkungskontext natürlich nicht zu beantworten, zumal in der sozialen Kommunikation eine additive Reihung von Tatbeständen kein vorausbestimmbares Ergebnis bedeuten kann.

Der bekannte Medienwissenschaftler Stefan Aufenanger kritisiert in seiner Wortmeldung zum Thema Fernsehen und Gewaltdarstellungen, dass jeder, der sich in diesem Rahmen äußert, den theoretischen Hintergrund und die empirischen Daten auswählt, die seine Position stützen, dass aber die medienethische Perspektive selten ins Kalkül gezogen wird. Er plädiert im Kontext der Debatte um die „Power Rangers“ und ähnliche Serien dafür, sich nicht einfach auf empirische Ergebnisse zu konzentrieren, sondern sich davon leiten zu lassen, dass die Gesellschaft eine Verantwortung für ihre Kinder und die Aufrechterhaltung einer allgemeinen Moral trage.

Auch wir verstehen den Begriff Moral im weiten Sinne des Wortes und meinen, dass dieser in seiner menschheitlichen, sinnstiftenden Dimension weitaus stärker öffentliche Debatten und noch mehr tatsächliches Handeln prägen muss.

Insofern greift manche Debatte um den Jugendmedienschutz zu kurz, wenn sie sich darauf beschränkt, nach nachgewiesenen negativen Wirkungen zu fragen. Aufenanger äußert den interessanten Gedanken, inwiefern mit einer ganzen Reihe von Medienangeboten nicht Formen von struktureller Gewalt - im Sinne der Behinderung von Entwicklungsmöglichkeiten - verbunden

sind. Auf der Grundlage von Kohlbergs Theorie der Entwicklung des moralischen Bewusstseins argumentiert Aufenanger gegen derartige Medienangebote.

Man könnte auch sagen, dass sich leichtfertige Experimente mit Heranwachsenden verbieten sollten. Die gegenwärtige Fülle von Gewalt verherrlichenden Computerspielen müsste ein Signal sein, das zum Handeln drängt. In ähnlicher Weise argumentiert auch Hartmut M. Giese in der genannten Publikation, indem er eine Ethik der Medienforschung anmahnt und eine Lösung nicht in weiteren Mediennutzungsforschungen sieht, sondern eine Forschungs- und Ideologiekritik als drängende Forschungsaufgabe begreift. Seiner Auffassung ist uneingeschränkt zuzustimmen, dass eine Gewaltdarstellung generell abzulehnen ist, die darauf hinausläuft, zu einer „Verherrlichung und Legitimierung von Gewalt als legitimes Mittel zur Lösung von Konflikten“ zu führen.

Das bedeutet zugleich, dass es nicht darum gehen kann, jegliche fiktive Gewaltdarstellung abzulehnen. Der Kinderkanal hatte sich in seiner Gründungszeit mit dem Slogan „gewaltfrei“ in eine schwierige Situation manövriert, die dazu führte - wie die damalige Programmdirektorin Diana Schulte-Kellinghaus berichtete -, dass bereits beim Auftauchen eines Hais in einer Serie erregte Anrufe von Müttern eingingen, die die Umsetzung des Slogans ‚gewaltfrei‘ gefährdet sahen.

Übrigens sollte man sich durchaus daran erinnern, dass ein wichtiger Hintergrund für die Gründung des Kinderkanals die Zunahme von Gewaltdarstellungen in den kommerziellen Fernsehprogrammen war und von der Mediennutzungsforschung darauf aufmerksam gemacht wurde, dass gerade junge Zuschauer diese Sendungen wahrnahmen.

Die Existenz des Menschen ist von Anbeginn mit Gewalt verbunden, und diese spiegelt sich auch von Anbeginn in fiktiven Welten wider. Es ist deshalb zu fragen nach dem existentiellen Hintergrund von Gewaltdarstellungen und nach deren Einbettung in kommunikative Zusammenhänge.

Was fasziniert uns alle eigentlich an ‚normalen‘ Gewaltdarstellungen - wenn wir zum Beispiel an Kriminalfälle in Literatur, Fernsehen und Film denken?

Interessant ist es, in diesem Kontext einen Blick auf das Märchen zu werfen, das in vielen Fällen ohne Gewaltakte nicht auskommt - und deshalb bei einer Betrachtung des Themas ‚Gewaltdarstellung in den Medien‘ nicht ausgeblendet werden kann. Übrigens rückte auch im politischen Diskurs nach der Zerschlagung des deutschen Faschismus durch die Alliierten die Frage nach dem Zusammenhang von fiktiver Gewaltdarstellung und Wirkung auf Heranwachsende im Sinne einer Entwicklung von Gewaltbereitschaft kurzzeitig in den Fokus: Bei einem Nachdenken über das Literaturangebot für Kinder und Jugendliche wurden vor allem von englischer Seite Bedenken gegen die Grimm’schen Märchen laut. Man glaubte erkennen zu können, dass keine andere Nation derartige grausame Märchen zu ihrem Kulturgut zählt wie die deutsche und schlussfolgerte, dass Menschen, die in ihrer Kindheit mit einer solcherart geprägten Literatur aufwachsen, gleichsam zu einer Gewaltbereitschaft erzogen werden.

Lutz Röhrich hat dagegen in seinem Aufsatz zur „Grausamkeit in deutschen Märchen“ herausgearbeitet, dass die Märchen selbst Gewalt weder verherrlichen noch ausmalen. Gewalt im deutschen Märchen wird wie alles knapp und ohne Ausschmückungen benannt, und erst in der Imagination der Leser und Zuhörer entstehen die Bilder (vgl. Röhrich 1955). Dies bedeutet, dass Erwachsene, die eine andere Erfahrung mit Gewalt haben und mehr Bilder von Gewalt gesehen haben als Kinder, die Märchen anders wahrnehmen als diese. Allerdings stellt sich hier sogleich die Frage, wie es mit Verfilmungen von Märchen ist, wo ja nicht der Leser die einfache Sprache in Gewaltbilder umsetzt, sondern das Medium selbst Bilder der Grausamkeit anbietet. Und wir alle wissen, dass man ein Bild, das man einmal gesehen hat, nicht wieder ungesehen machen kann. Wie die Märchen der Brüder Grimm gelesen werden, ist stark kulturabhängig. Von der britischen Kritik war schon die Rede. Schaut man sich an, wie die Märchen in den unterschiedlichen Ländern rezipiert wurden, zeigen sich große Unterschiede. Sabine Wienker-Piepho hat eine Anzahl von Grimm-Aufnahmen in unterschiedlichen Ländern gegeneinander gestellt und kommt zu typischen Abweichungen vom Original (vgl. Wienker-Piepho 1997). So werden die Grimm’schen Märchen in England eher ins ‚Ulkige‘ gewendet, in Österreich wurde nicht die Grausamkeit, sondern der Aberglaube in den Texten kritisch diskutiert, in Holland galten sie als zu unvernünftig, in Ungarn

war allen Anschein nach die Grausamkeit kein Thema – nur um einige Impressionen zu nennen. Die Märchen wurden also in unterschiedlichen Kulturen sehr unterschiedlich aufgenommen, wobei die Gewalt nicht durchgängig problematisch erschien. Auch vor diesem Hintergrund lässt sich die Argumentation, die Märchen könnten sogar für die „Konzentrationslager des Zweiten Weltkriegs mitverantwortlich gemacht werden“ (Wienker-Pipho 1997, S. 205), nicht nachvollziehen, zumal bereits ihre Postulate fragwürdig sind, denn auch slawische und orientalische Märchen weisen ein gehöriges Gewaltpotential auf.

Dennoch stellt sich natürlich die Frage nach den möglichen Hintergründen für die Zeichnung gewaltsamer Akte in Märchen und Mythen, nach deren Einbettung in die fiktive Welt sowie deren Wirkung auf junge Leser. Gerade bezogen auf das Märchen ist eine solche Betrachtungsweise wichtig und erhellend zugleich. In den bei Lehramtsstudenten zumeist beliebten Märchenseminaren ist nicht selten eine Distanz gegenüber Märchenparodien oder auch einigen Märchenverfilmungen zu beobachten. Sie wird von den Studierenden damit begründet, dass sie sich ihre Märchenwelt erhalten wollen und dass sie gerade die ‚heile Atmosphäre‘ des Volksmärchens schätzen. Der Blick in verschiedene Märchen wie „Hänsel und Gretel“, „Brüderchen und Schwesterchen“ oder auch „Aschenputtel“ – verbunden mit der Analyse der dort präsentierten Familiensituation – führt dann zumeist zu einer Verwunderung bei den Studierenden. Natürlich erinnern sie alle diese Elemente des Märchens, und dennoch ist ihre Erinnerung von dem Eindruck von einer glücklichen Welt geprägt. Dabei lebt das Märchen ja von einer Notsituation als Ausgangspunkt der Handlung, in der sich nicht selten die Familie als Ort lebensgefährlicher Bedrohung für Kinder darstellt; und es sind zumeist die Mutterfiguren, von denen diese Bedrohung ausgeht. Das Verschwinden oder die Tötung der Mutter bringt für die Kinder die Erlösung; der Vater ist dagegen oft eine eher schwache Figur: er nimmt die Bedrohung, die von der Mutter/Stiefmutter gegenüber seinem Kind ausgeht, gar nicht wahr. Ohnehin ist der Mann im Märchen in kritischen Situationen meist „gerade außer Haus“ (übrigens, um Gewaltakten, wie der Jagd und dem Krieg, nachzugehen), um dann allerdings im letzten Moment zurückzukehren und sich als Held feiern zu lassen.

All das ist den meisten Studierenden in ihrer Märchenerinnerung nie bewusst geworden. Das heißt zugleich, das so genannte heile Ende des Märchens verdeckt die familiäre Misere und die mit ihr verbundenen Gewaltakte. Somit liefern gerade die Gewaltdarstellung des Märchens und ihre Wirkung auf kindliche Gemüter einen Beweis dafür, wie wenig linear fiktive Darstellung und deren Wirkung verlaufen.

Eine große Untersuchung zur kindlichen Märchenrezeption, die in den achtziger und neunziger Jahren durch die Berliner Theaterpädagogin Kristin Wardetzky erfolgte und die in ihrer empirischen Anlage beispielgebend ist, hat unsere Kenntnis des kindlichen Umgangs mit Märchen vervielfacht (vgl. Wardetzky 1992). Wardetzky ließ Grundschüler eigene Märchen nach vorgegebenen Märchenanfängen, die aber nicht direkt auf ein Märchen deuteten, schreiben. Die kindlichen Fabulate zeigen gerade im Umgang mit Gewalt eine geschlechtsspezifische Ausprägung. Während die Mädchen zumeist den Typus vom verlassenen, einsamen Kind als Ausgangspunkt wählten, entschieden sich die Jungen vornehmlich für den Typus des Drachentötermärchens und schickten ihre Helden in Abenteuer, in dessen Verbindung sie den Gegner vernichteten. Dabei interessierten sich die Jungen weniger für den Preis der guten Tat; das heißt, die Hochzeit mit der Prinzessin war für sie von geringer Bedeutung. Vielmehr ließen sie ihre Helden schnell wieder in das nächste Abenteuer - sprich in die nächste kämpferische Auseinandersetzung - ziehen.

Die Mädchen, die sich ebenfalls für den Typus des Drachentötermärchens entschieden hatten, gestalteten ihre Fabulate völlig anders. Hier ziehen die Helden nicht des Kampfes wegen aus, sondern wegen des versprochenen Preises: Die Hochzeit mit der Prinzessin ist das entscheidende Agens des Erzählens. Und der Gegner wird auch nicht physisch vernichtet; der Konflikt wird eher ‚heruntergehandelt‘, denn eigentlich ist der Gegner gar nicht böse, sondern nur mit einem bösen Zauber belegt. Deshalb verwenden die Mädchen auch nicht wie die Jungen die Waffe, um den Gegner zu töten, sondern sie berühren den Gegner mit der Waffe und entzaubern ihn.

An dieser Stelle ist ein kurzer Einschub zur Frage von Gewalt und Männlichkeit erhellend: Die Kindheitsforschung der letzten Jahrzehnte hat hier deutlich gemacht, dass das Gewaltthema in den Medien auch Geschlechterthema ist (vgl. Becker u.a. 1987, S. 198ff.). Auch die Pädagogik hat in

vielfacher Hinsicht auf die Probleme traditioneller Männlichkeitsvorstellungen in modernen Gesellschaften verwiesen, überkommene Bilder, die immer noch die männliche Geschlechtsidentität durch Gewaltbereitschaft, Konkurrenz und einem Dominanzverhalten gegenüber Frauen herstellen (vgl. u.a. Enders-Dragässer 1995). Im Kampf gegen solche tradierten Männlichkeitsvorstellungen kam in den letzten zwanzig Jahren der Kritik an den Medien und insbesondere an den medialen Heldenbildern eine besondere Rolle zu. Dort, wo Helden synonym gesetzt werden mit Kämpfern, die sich über Krieg, Opfer, Ehre, Tapferkeit und Gewalt definieren, stehen sie vielfach für eine Männlichkeit, die es zu überwinden gilt (vgl. Doderer 1986). Sylvester Stallone in seinen Rambofilmen oder Arnold Schwarzenegger als schwertkämpfender Barbar Conan sind solche äußerst erfolgreichen Medien-Helden, an denen sich in den letzten Jahren die Diskussion um die männlichen Leitbilder in unserer Gesellschaft entzündet hat.

Männliche Helden in den Medien werden von der Kulturwissenschaftlerin Katschnig-Fasch als direkte Leitbilder verstanden. Es sind die Medien-Helden, die wichtige Orientierungsmarken in der Sozialisation geben; an ihnen lernen schon die kleinen Jungen, wie Männer in unserer Gesellschaft sein müssen: nämlich gewalttätig und dominant.

Wie reagieren nun die Männer auf die Kritik an den tradierten Männlichkeitsbildern? Walter Erhart und Britta Hermann, die eine wichtige Aufsatzsammlung zur neueren Männerforschung herausgegeben haben (vgl. Erhart/Hermann 1997), machen zwei unterschiedliche Strömungen aus, die seit einiger Zeit die Reaktion der Männer auf die Kritik der Frauen bestimmen. Die eine Position steht dem herrschenden Bild des starken Mannes kritisch gegenüber und fordert von den Männern eine Verweigerung von traditioneller Männlichkeit (vgl. Müller-Schwefe 1979). Auf der anderen Seite lässt sich seit den neunziger Jahren eine Gegenbewegung gegen diese neue Männlichkeit ausmachen.

Erhart und Hermann sehen in diesen gegensätzlichen Positionen, der Verweigerung von Männlichkeit und dem - wie es heißt - Zurückschlagen der Männer, ein deutliches Zeichen dafür, dass Männlichkeit seit den siebziger Jahren radikal in Frage gestellt worden ist und die Männer in ihrer Geschlechtsidentität tief greifenden Irritationen und Verunsicherungen ausgesetzt sind.

Allerdings werden in den letzten Jahren auch Zweifel an solchen bipolaren Geschlechtsbildern, die die Gewalt eindeutig den Männern zuordnen, laut. Je mehr Frauen in Führungspositionen kommen und sich auch in Männerfeldern wie dem Militär etablieren, desto mehr hören wir auch von Frauen, die zu Gewalt bereit sind. Jüngstes Beispiel ist hier der Folterskandal im Irak. Gewalt ist eben nicht biologisch den Männern zu zuordnen, sondern ebenso Ausdruck sozialer Konstruktionen wie das Geschlecht auch.

Zurück zum Märchen bedeutet dies, dass wir weit davon entfernt sind, daraus auf generell friedliche weibliche Konfliktlösungsstrategien zu schließen und die Gewalt an männliche Wesen zu binden. Aber interessant für die Frage der Wirkung von Gewalt und des Umgangs mit ihr durch Kinder ist diese Untersuchung ohne Zweifel.

Damit ist natürlich noch nicht beantwortet, warum das Märchen ein so großes Gewaltpotential aufweist, wenn man etwa an das beabsichtigte Töten von Kindern oder die menschenfresserischen Gelüste der Stief- und Schwiegermütter sowie an die drastischen Bestrafungen der Täter denkt.

Existentielle Grundkonstellationen, auch Ängste werden im Märchen thematisiert. Es leuchtet ein, in der Bedrohung der Kindfiguren durch die Mütter eher die Angst vor dem Ablöseprozess aus dem schützenden familiären Raum zu sehen als eine Widerspiegelung der häufigen Existenz von Stiefmüttern und deren distanzierte oder Gefahren bergende Haltung gegenüber den Kindern. Die Darstellung von Gewalt gegenüber dem Märchenhelden oder der Märchenheldin sowie das Ausmalen grausamer Strafen für die Figuren aus der Sphäre des Bösen deutet auf die Widerspiegelung des Gewalt- und Aggressionspotentials des einzelnen menschlichen Individuums, das sich in den verschiedenen Formen der sozialen Kommunikation entäußert.

Die Darstellung von Gewalt könnte auch darauf deuten, das in der fiktiven Gewaltdarstellung eine Form gesehen wird, des Phänomens ‚Gewalt‘ habhaft zu werden und es durch den künstlerischen Gestaltungsakt zu bändigen. Das bedeutet, in ihr gleichsam den Versuch zu sehen, die dunkle Seite des Menschen zu beherrschen, indem man sie ‚zur Sprache bringt‘.

Bei einer Betrachtung der Gewalt im Märchen könnte man sogar zu einem Plädoyer für die elektronischen Medien gelangen, denn die jüngste Märchen-Serie „SimsalaGrimm“ schwächt die Gewaltdarstellung durch Ironisierung, Verfremdung und Übertreibung geradezu ab (auch wenn sie insgesamt mit einer Verflachung und Banalisierung der Märchenhandlung einhergeht).

Ein Blick in die neuen Medien - insbesondere in das aktuelle Fernsehangebot, in die Welt der Computerspiele und einzelner Szenarien auf CD-ROM -, offenbart allerdings, dass es an der Zeit ist, sich mit großer Ernsthaftigkeit den ethischen und moralischen Aspekten der Produktion und Verbreitung dieser Medien in ihrer beachtlichen gesellschaftspolitischen Dimension zu stellen. Verantwortung für die heranwachsende Generation verpflichtet direkt dazu, dieses Problem in seiner Komplexität zu erfassen und sich nicht in kleinen empirischen Studien zu verlieren, um dann doch nachweisen oder zumindest behaupten zu können, dass die *Bedenken* gegenüber *bedenklichen* Erscheinungen der Medienentwicklung Ausdruck einer antiquierten Bewahrpädagogik seien.

Kinder und Jugendliche erleben alltäglich, dass Gewalt zur vermeintlichen Lösung von Konflikten eingesetzt wird: Sie erleben nach wie vor eine Welt, in der der Krieg als legitimes Mittel der Konfliktlösung erscheint. Sie erfahren von Auseinandersetzungen zwischen Politikern, wo im Kampf um die Macht nicht jedes, aber doch viele (zu viele) Mittel als geeignet vorgeführt werden; und sie begegnen leider auch im engen familiären Rahmen oft keiner friedlichen Sphäre.

Die Medien sind nicht nur Spiegelbild des Zustands einer Gesellschaft, sondern sie wetteifern nicht selten – in ihrem Kampf um die Quote – darum, den anderen Sender an Geschmacklosigkeit und Menschenverachtung, an Entblößung primitiver Gewalt zu übertreffen. Wer sich einmal am Nachmittag die Talkshows ansieht und sich nicht sofort angewidert abwendet, sondern beobachtet, auf welchem Niveau und mit welchem Gewaltpotential, mit welcher pervertierten Kommunikation Privates ‚zu Markte getragen wird‘, dem bleibt der Lobpreis der Freiheit der Medien ‚im Halse stecken‘. Dann dürfte auch das jüngst geäußerte Plädoyer der von Privatsendern getragenen Freiwilligen Selbstkontrolle zu einem gelasseneren Umgang mit den „Ekel-Shows“ als fragwürdig erscheinen. Anlässlich des zehnjährigen Bestehens der Prüfstelle betonte deren Geschäftsführer, Joachim von Gottberg, dass man damit leben müsse, „dass die Medien immer mal wieder austesten, wie weit sie gehen können“. Und mit Blick auf die Zielgruppe der Kinder behauptet er, dass Kinder solch kritisch bewertete Sendungen brauchten, um – so wörtlich – „wenigstens medial auf die Kacke zu hauen“, wenn sie schon zu Hause kaum rebellieren könnten (vgl. von Gottberg 1997). Die Sprache ist verräterisch und wir meinen, dass solche Positionen aus ethischen Gründen nicht zu teilen sind. Das hat aus unserer Sicht nichts mit Bewahrpädagogik gemein, sondern trifft sich mit der Verantwortung für unsere Gesellschaft, die sich derartiger Angriffe auf die Qualität ihrer Kultur zu erwehren hat.

Warum muten wir Derartiges Kindern zu? Warum begrenzen wir das nicht dadurch, dass wir uns als mündige Bürger zu Wort melden? Warum bleiben wir sprachlos, wenn verantwortliche Politiker bezogen auf die Gewaltdarstellungen in den Medien sich dahingehend äußern, dass man die Freiheit der Medien nicht einer Zensur opfern dürfe und mit dem Totschlagargument „Das kenne man ja aus gewissen Zeiten“ jegliche weitere Diskussion zum Schweigen bringen?

Ein weiteres Argument, das sich ebenso gut zu eignen scheint, wenn es um Verantwortung einer Gesellschaft geht, ist der Verweis auf die Pflicht der Eltern. Die Argumentationsstrategie erfolgt dann in einer Weise, dass wegen der Freiheit der Medien diese deshalb alles anbieten können und es die Pflicht der Eltern sei, kontrollierend und begrenzend einzuschreiten. Auch wir plädieren in diesem Kontext dafür, dass Eltern ihrer Pflicht nachkommen - doch warum muss eine Gesellschaft überhaupt Gewaltdarstellungen und menschenunwürdige Geschmacklosigkeiten zulassen?

Es gibt Indizien dafür, dass jene Formen der Präsentation von Gewalt in den Medien - und hier sind Computerspiele mit einzubeziehen – nicht als Reaktion auf kindliche Bedürfnisse erfolgen, sondern dass hier ein Geschäft im Mittelpunkt steht, das im Sinne eines Merchandising wirkt. In derartigen Kontexten wird dann tatsächlich, um den eingangs skizzierten Gedanken von Barbara Sichtung wieder aufzunehmen, wenig Hirnschmalz darauf verwendet, über die Entwicklung kindlicher Persönlichkeiten und deren Gefährdungen nachzudenken. Kindliche Bedürfnisse zu bedienen und zu befriedigen, bedeutet keinesfalls ein „Fischen in seichten Gewässern“ oder ein Anbieten primitiver, Gewalt verherrlichender Action-Szenarien. Dass Kinder oft anspruchsvollere

und vielschichtigere Bedürfnisse haben als Erwachsene meinen, offenbart sich gerade in der „Harry Potter“-Rezeption. Nachdem das Ende der kindlichen Leselust und die kindliche Flucht in Fernsehen und literarische Kurzformen postuliert wurde, dokumentierten Kinder das Gegenteil. Und es gibt Anzeichen dafür, dass das Merchandising-Programm rund um „Harry Potter“, das die Unterhaltungsindustrie entworfen hat, weniger funktioniert als die Rezeption des literarischen Originals. Auch die oft einfallslose Reaktion der Medien – und da schließen wir die Thüringer Blätter nicht aus – auf das so genannte „Harry Potter“-Phänomen widerspiegelt das geringe Wissen um kindliche Bedürfnisstrukturen

Insofern ist es von enormer Wichtigkeit, die heutige Kinderkultur genauer zu betrachten, aus der Sicht der Kindheitsforschung die sich in den letzten Jahrzehnten vollzogenen Wandlungen zu beschreiben und dabei die Frage des kindlichen Umgangs mit Gewalt in den verschiedenen Medien in den Mittelpunkt zu stellen.

Was aber bedeutet es, wenn die heutige Kinderkultur genauer in den Blick genommen werden soll? Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist die These, dass sich die heutige Erwachsenengesellschaft zu wenig um die Belange der Kinder sorgt. Es reicht nicht, darauf zu vertrauen, dass die Kinder von selbst und eigenverantwortlich aus dem heutigen Medienangebot jene Bilder, Filme und Geschichten auswählen, die für ihre Entwicklung am förderlichsten sind und die gleichzeitig jene Werte stärken, auf deren Basis unsere demokratische Gesellschaft sich gründet. Und selbst wenn man darauf vertrauen würde – wie dies eine Reihe von Medienpädagogen propagieren –, dass die Kinder, wenn man sie ungehindert an die Fernbedienung ließe, sich „richtig“ entscheiden würden, bleibt es pädagogisch fragwürdig, ob wir die Medienangebote für Kinder allein den kommerziellen Marktgesetzen überlassen sollten. Eine Gesellschaft, die trotz knapper Kassen viele Bereiche der (zumeist erwachsenen) Kultur öffentlich fördert – und hier meinen wir nicht nur Fernsehen, Radio, Oper, Theater oder Museum, sondern auch viele kleine Initiativen – eine Gesellschaft also, die in einem langen historischen Prozess zu der Überzeugung gekommen ist, dass nicht alle ihre Werte vom Gesetz des Kaufens und Verkaufens getragen werden können, muss sich auch der Frage stellen, wie Kindern kindgerechte Angebote gemacht werden können. In diesem Zusammenhang stellt sich weiterführend das Problem, wie Kinder gemäß ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen an der Welt der Erwachsenen, in die sie hineinwachsen, beteiligt werden können, wie ihnen gemäß der UN-Kinderrechtskonvention eine möglichst breite Partizipation an allen gesellschaftlichen Bereichen ermöglicht werden kann.

Fragt man also nach der Bedeutung der Gewalt in den Medien für Kinder, reicht es nicht, auf die Selbstverantwortung und die Medienkompetenz der Kinder zu vertrauen. Die Erwachsenen dürfen und können sich nicht ihrer Verantwortung entziehen, sie müssen sich – unseres Erachtens – der schwierigen Arbeit stellen, in Auseinandersetzung mit dem bestehenden Medienangeboten und im Gespräch mit Kindern und anderen Erwachsenen, die Chancen und Risiken, die die moderne Mediengesellschaft für Kinder und Erwachsene bietet, auszuloten. Wie wichtig diese Auseinandersetzung um die Kindermedien ist, lässt sich etwa am Kinderprogramm und dem Vergleich von Super-RTL und dem Kinderkanal diskutieren. Gerade der Erfolg des Kinderkanals zeigt, dass viele Kinder und vor allem viele Eltern ein qualitativ gutes Angebot an Kinderfernsehen schätzen, und dass ein Programm, das sich entlang der zahlenden Werbekunden allein am Unterhaltungsbedürfnis der Kinder und der Quote orientiert, keineswegs ausreicht.

Vielmehr muss die gesamte Kinderkultur und ihre Entwicklung in den Blick genommen werden, will man der Frage der Bedeutung der Kindermedien in ihrer Komplexität gerecht werden. So stimmt es zwar, dass Kinder heute selbständiger sind als Kinder noch vor 30 Jahren, dass sie über Geld und Konsumerfahrungen verfügen und gewohnt sind, nach eigenem Geschmack Kleidung, Spielzeug und Fernsehsendungen auszusuchen. Aber diese Wahlfreiheiten der Kinder, die Ausdruck der Modernisierung von Kindheit und der Individualisierung von Lebensstilen sind, bedeutet nicht, dass heutige Kinder ohne pädagogische Rahmung ihren Alltag selbst bestimmen. Viele Eltern und Lehrer stehen vielmehr in einem permanenten Diskussionsprozess mit den Kindern über die zentralen Ausrichtungen der eigenen Lebensführung. So wollen viele Eltern etwa die hohe Bedeutung der Markenkleidung bei Kindern nicht akzeptieren oder handeln gleichsam mit den Kindern Fernsehprogramme, Sendedauer und Sendungen aus. Dass Erwachsenen dabei selbst inkonsequent sind, dass sie etwa genau die Sendungen lieben, die sie ihren Kindern verbieten

möchten, ist eines der Grundprobleme heutiger Erziehung. Auch dass Eltern mit höheren Bildungsabschlüssen stärker darauf achten, was ihre Kinder sehen, als Eltern mit niedrigen Bildungsabschlüssen, zeigt, welche Bedeutung dem „richtigen“ Medienkonsum etwa in bildungsbürgerlichen Familien beigemessen wird. Hier stellt sich in den letzten Jahren immer dringender die Frage, ob in der sich rasant entwickelnden Freizeitkultur der Kinder nicht ganz neue Formen von Ungleichheit entstanden sind, von deren Auswirkungen wir noch sehr wenig wissen. Wenn etwa in medienpädagogischen Kreisen das Sprichwort von der Janusköpfigkeit der neuen Medien die Runde macht – dass also das Fernsehen die Dummen dummer und die Klugen klüger mache – so ist damit ein Problem angesprochen, das wir nicht mit dem Hinweis, die Kinder wüssten schon selbst, was sie sehen wollen – abtun dürfen.

Festhalten lässt sich, dass die Medien für Kinder ein sehr kontrovers diskutierter Bereich in unserer Gesellschaft sind. Eltern und Kinder, Pädagogen und Medienmacher, Programmverantwortliche der öffentlichen und der privaten Fernsehsender, Politiker und Wirtschaftsvertreter, Journalisten, Mediziner und Kinderpsychologen sind sich vielfach nicht einig darüber, was Kinder sehen wollen, was sie sehen sollten und vor allem, wie bestimmte Sendungen auf Kinder wirken.

Die öffentlichen Diskussionen über Kindheit sind sehr vielfältig und werden mit unterschiedlichem Ziel und mit zum Teil recht kontroversen Schlussfolgerungen geführt. So reichen beispielsweise die Stimmen, die Stellung zum Fernsehkonsum von Kindern nehmen, von der vom Kinderschutzgedanken getragenen Forderung nach einer schärferen Kontrolle und Zensur bis hin zu liberalistischen Standpunkten, in denen gefordert wird, dass man die Kinder an die Fernbedienung lassen solle, weil sie im Grunde kompetent mit den Medien umgehen könnten (vgl. Gottberg u.a. 1997). Wenn man diese unterschiedlichen Befürchtungen, Gefühle, Meinungen und Bewertungen zusammen im Kontext sieht, so lässt sich jenseits der unterschiedlichen Positionen festhalten, dass Kindheit vielfach in Schule, Familie und Freizeitpädagogik zu einem Problem geworden ist: einem Problem, das zu einem großen Orientierungsbedarf auf Seiten der Erwachsenen geführt hat (vgl. Fölling-Albers 1992).

Ein Blick in die Forschungsergebnisse zum Thema „Wirkung von Gewalt in den Medien auf Kinder“ führt zu Enttäuschung: Trotz jahrelanger Wirkungsforschung lässt sich keine eindeutige Antwort auf die Frage geben, ob die in einem Film dargestellte Gewalt eine reinigende und entlastende Funktion hat - also den Abbau von Aggression ermöglicht - oder ob sie nicht umgekehrt dazu anregt, Gewalt auszuüben. Die Verarbeitung von Gewaltdarstellungen hängt von vielen Faktoren ab, von der Persönlichkeit, vom sozialen Umfeld, der Familie, der Schule, der Arbeit, von der Biographie, von Mediengewohnheiten und auch von der momentanen Situation. Es scheint nicht möglich, die Wirkung der Medien von anderen Faktoren zu isolieren. Das ist natürlich einerseits verständlich, ist doch die Gewalt nicht erst mit den Medien ‚in die Welt gekommen‘.

Wie erleben Kinder Gewalt, und wie sieht die heutige ‚Gewalt(un)kultur‘ von Kindern aus? Als erstes müssen wir uns in diesem Zusammenhang nochmals klar machen, dass wir streng zwischen der Kultur für Kinder, also dem, was Erwachsene für Kinder ‚bereitstellen‘, und der Kultur von Kindern, also wie Kinder selbst ihr Leben leben und erfahren, unterscheiden müssen. So wie eine Fernseh-Sendung von Erwachsenen für Kinder gemacht und ausgestrahlt wurde, wird sie nicht unbedingt von den Kindern wahrgenommen und verstanden. Es besteht also ein großer Unterschied zwischen der Welt der Erwachsenen und der Welt der Kinder, und die Kinder sind den Erwachsenen, obwohl diese selber Kinder waren, nicht selten äußerst fremd.

Zwei Medienbeispiele: Wenn ich etwa einen Cartoon, einen Kindertrickfilm wie etwa „Tom und Jerry“ nehme und auszähle, wie viele Gewaltakte in solchen Filmen vorkommen, so könnte ich zu dem Resultat gelangen, dass diese Filme für Kinder ungeeignet sind. Da werden Figuren unter Strom gesetzt, stürzen in endlose Tiefen, werden in die Luft gesprengt oder mit dem Hammer in den Boden gestampft, nur um gleich wieder aufzustehen und ohne Schaden weiter zu kämpfen. Für die Kinder sind diese Filme Kunstwelten, in denen Klein gegen Groß kämpft und auch die Kleinen und Schwachen mit List, Geschick und Geschwindigkeit den übermächtigen Gegner immer wieder besiegen. Die Kinder identifizieren sich mit den Schwachen und nehmen die Gewalt nicht als reale Gewalt wahr. Die maßlose Übertreibung der Gewalt, die zudem immer ohne Folgen bleibt, ist für die Kinder vielfach eine Quelle der Erheiterung. Auf der anderen Seite kann eine für Erwachsene

harmlose und „nette“ Familiensendung Kindern Angst machen, weil sich vielleicht die Eltern streiten und ein Kind dies als bedrohlich empfindet.

Kinder nehmen Gewalt sehr unterschiedlich wahr. Je realistischer die Gewalt dargestellt ist, desto problematischer ist sie für Kinder. Das heißt, ein Cartoon hat eine andere Wirkung als ein Film mit Schauspielern. Je mehr eine Figur, mit der sich die Kinder identifizieren, bedroht wird, desto problematischer ist die Gewalt für Kinder. Wenn etwa die Mutter des kleinen Bambi stirbt, ist dies für Kinder schrecklicher, als wenn der schier übermächtige Bösewicht sein gewaltsames Ende findet. Wichtig für Kinder ist dabei, dass die Darstellung gerecht ist. Gut und Böse sind zentrale Beurteilungskriterien für Kinder, und den Gerechtigkeitsinn der Kinder zu verletzen führt regelmäßig zur Abwertung eines Films durch das kindliche Publikum. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Kinder in der Regel immer zu den Schwachen und Bedrohten halten, also einen Film aus der Kinderperspektive beurteilen. Die Gewalt im Film muss begründet sein, und am Schluss fordern die Kinder einen Sieg des Guten über das Böse – also ein Happyend.

Pädagogisch besonders schwierig ist die Tatsache, dass einzelne Kinder ein und den selben Film sehr unterschiedlich wahrnehmen können. Die hohe Individualisierung und Pluralisierung der heutigen Kinderkultur macht sich auch in der Medienrezeption deutlich bemerkbar. Als zwei Studierende vor einiger Zeit in einem Kindergarten eine Folge von „SimsalaGrimm“ vorführten, zeigten sich die individuellen Unterschiede in folgender Weise: Einige der vierjährigen Jungen fanden die Märchenfilme langweilig: „Das kennen wir alles schon. Das ist nur für kleine Kinder!“ Aber es war auch ein Junge dabei, der bei dem Film Angst bekam und anfang zu weinen. Das bedeutet, dass wir nicht mehr allein von dem Film ausgehen können, um zu beurteilen, ob der Film für Kinder geeignet ist. Ein Film ab 6 Jahren kann Kinder mit 5 Jahren unterfordern und gleichzeitig Kinder mit 8 Jahren überfordern. Pädagogisch lässt sich daraus die Forderung ableiten, dass die Erwachsenen, die Eltern und Lehrer, Kinder nicht mit den Medien allein lassen dürfen, sondern das Gespräch mit Kindern über den Medienkonsum und vor allem über die Themen, die Kinder interessieren, suchen müssen. Spricht man mit Erwachsenen über Kindersendungen – wie wir es etwa für die „Power Rangers“ getan haben, so fällt auf, dass Erwachsene vielfach eine genaue Meinung über eine Sendung haben, ohne die Sendung richtig zu kennen. Hier scheint es nötig, dass sich Erwachsene stärker auf Kinderkultur einlassen.

Fragt man danach, wie Kinder mit Gewalt in Medien umgehen, so zeigen etwa die Ergebnisse von Helga Theunert (vgl. Theunert 1987), dass viele Kinder nur solche Sendungen sehen, die sie auch verarbeiten können. Andere Sendungen finden sie langweilig oder zu gewalttätig, und sie wenden sich vom Fernsehen ab. Allerdings gilt dies nicht für alle Kinder; es gibt eine kleine Gruppe von ‚Problemkindern‘, die systematisch Gewalt in Filmen suchen, obwohl sie die Gewalt nicht gut verarbeiten können. Die Forderung, die Kinder an die Fernbedienung zu lassen, erscheint vor diesem Hintergrund sehr problematisch. Zwar können viele Kinder mit dem Fernsehen gut umgehen (und Kinder schauen nur halb so viel Fernsehen wie Erwachsene), aber Kinder brauchen immer wieder das Gespräch und die Unterstützung der Erwachsenen, um sich in der Medienwelt zu orientieren.

Das betrifft nicht zuletzt auch den Umgang mit den in den Medien präsentierten Heldenbildern. Da derartige Bilder in den Kindermedien immer noch sehr erfolgreich sind, erweist es sich aus erziehungswissenschaftlicher Sicht als notwendig, nach der Bedeutung von Helden für die Sozialisation zu fragen. Eine genauere Analyse der medialen Heldenbilder zeigt, dass diese keineswegs so leicht zu verstehen sind, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat. Auch mit einer pauschalen Verurteilung wird man den Medien-Helden nicht gerecht. Schon 1986 wehrte sich Klaus Doderer bei seiner Untersuchung der neuen Helden in der Kinder- und Jugendliteratur gegen eine Trivialisierung des Helden-Begriffs und fordert anstelle einer einseitigen Kritik an den Helden eine eingehendere empirische Beschäftigung, ein feineres Hinhören und ein besseres Lesen (vgl. Doderer 1986).

In der Tat offenbart eine gründliche Medienanalyse beispielsweise eine Vielzahl unterschiedlicher Heldenfiguren und -typen. Gerade in den letzten Jahren sind in den Kindermedien neben die starken Helden auch andere Figuren getreten, die Schwächen aufweisen und Fehler eingestehen. Auch auf dieser Ebene wird deutlich, wie wichtig es ist, das Verhältnis zwischen Kinderkultur und

Erwachsenenkultur zu erfassen und der Frage der Kommunikation zwischen beiden „Systemen“ nachzugehen. Kinder offenbaren in ihrer Sprache, in ihrem Spiel, in ihrem Austausch über Medien Codes, die für Erwachsene schwer entschlüsselbar sind - und es aus der Sicht der Kinder wohl auch sein sollen. Andererseits wünschen Kinder - wie bereits unsere Studie zur Lesemotivation erkennen lässt - eine Kommunikation mit Erwachsenen (vgl. Richter 2002). Das bedeutet, dass sich Erwachsene gerade in den großen Fragen dieser Welt – und dazu zählt die Gewaltfrage ohne Zweifel – Kindern öffnen müssen.

Welche Angebote unterbreiten Erwachsene in diesem Kontext? Stellen sie sich dabei auch selbst diese Fragen und analysieren kritisch eigenes Verhalten, um sich auf dieser Ebene Kindern im partnerschaftlichen Dialog zu nähern?

Wenn wir beklagen, dass Kinder sich Spielen zuneigen, in denen ein Wettbewerb um das Töten in fiktiven Welten stattfindet, fragen wir dann auch danach, wer, warum und mit wessen Legitimation derartige Spiele ‚in die Welt schickt‘? Beruhigen sich nicht Erwachsene selbst damit, dass es sich nur um virtuelle Welten handelt und das Fiktive des Vorgangs betont werde und das Blut schließlich nicht rot sei, sondern grün – oder manchmal sogar kein Blut fließe? Das heißt, nicht Kinder erfinden diese Spiele und verdienen mit ihnen Geld!

Wir sind weit davon entfernt, derartige Erscheinungen zu dramatisieren, wir verweisen nur auf die Doppelmoral in ihrer Betrachtung.

Wenn Gewalt unter anthropologischen Aspekten untrennbar mit dem Menschsein verbunden ist, dann stellt sich dennoch die Frage, welche Formen des Umgangs mit ihr in der jeweiligen Kultur gefunden werden.

Auch in diesem Kontext möchten wir – um den Bogen zu unserem Ausgangspunkt zu schließen – auf uralte Geschichten, nämlich auf die Mythen und deren Aneignung zu verschiedenen Zeiten und Epochen, verweisen.

Einer der bedeutsamsten Erzähler des 20. Jahrhunderts, Franz Fühmann, hat betont, dass die Treue gegenüber dem Mythos die Untreue gegenüber allen seinen vorhandenen Fassungen voraussetzt. Das bedeutet, dass die uralten Menschheitsgeschichten eine jeweils auf die eigene Zeit und Geschichte, auf die aktuellen gesellschaftlichen und individuellen Fragestellungen bezogene Aneignung erfordern (vgl. Fühmann 1975).

Gerade am Beispiel der Mythen – wie jenen um den Trojanischen Krieg – lässt sich zeigen, wie unterschiedlich mit Gewalt umgegangen werden kann. Man könnte auch sagen, dass es auf den Erzählerstandpunkt ankommt: erzähle man von Gewalt, um in Schlachtenszenen zu schwelgen, oder erzählt man vom Trojanischen Krieg, um zu zeigen, wie der Krieg Menschen und Menschliches zerstört. Das Töten durch Achill, Agamemnon und Odysseus lässt sich als heldisches Verhalten feiern mit dem Impetus, dass so ein Kampf um die Wiedergewinnung der verletzten Ehre auszusehen habe. Der Trojanische Krieg lässt sich auch - wie im jüngsten amerikanischen Film geschehen - zur Abenteuer-, Erlebnis- und Liebes-Welt ohne tiefere Bedeutung pervertieren. Achill kann – wie in Christa Wolfs „Kassandra“ – als Schlächter, als ‚Achill das Vieh‘, das ohne moralische und ethische Voraussetzungen handelt, dargestellt werden. Die Heimkehr des Odysseus lässt sich feiern als glückliche Heimkehr des siegreichen Helden, der nun mit der Gattin Penelope wieder vereint ist, wie in der Schwab’schen Fassung. Sie kann aber auch – wie bei Botho Strauss geschehen – erzählt werden als Heimkehr ohne Sinn, weil der Krieg alle bisherigen Beziehungen zerstört hat und auch den Überlebenden kein Neubeginn möglich ist.

Wir meinen, dass die Gewalt in den Medien und die Gewalt in der Realität nur in dieser Dimension betrachtet werden kann, wenn eine Lösung erreicht werden soll, die im ethisch begründeten Handeln liegt und nicht in folgenlosen Debatten verebbt.

Literatur

- Becker, Peter/Jung, Paul/Wesp, Heimo/Wicklaus, Jochem M.: Egalisiert und maximiert. Zur Planung und Konstruktion sportlicher Höchstleistungen. In: Becker, Peter (Hrsg.): Sport und Höchstleistung. Reinbek bei Hamburg 1987.
- Bly, Robert: Eisenhans. Ein Buch über Männer. München 1991.
- Böhnisch, Lothar/Winter, Reinhard: Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. Weinheim, München 1993.
- Czaja, Dieter (Hrsg.): Kinder brauchen Helden. Power Rangers & Co. unter der Lupe, München: KoPädVerlag 1997.
- Doderer, Klaus (Hrsg.): Neue Helden in der Kinder- und Jugendliteratur. München 1986.
- Enders-Drägässer, Uta: Jungenarbeit aus Frauensicht - am Beispiel Schule. In: Büttner, Ujo/Endrejat, Helga/Naumann, Britta: Koedukation. Texte zur neuen Koedukationsdebatte. 2. Aufl. Frankfurt a.M. 1995.
- Erhart, Walter/Herrmann, Britta: Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit. Stuttgart, Weimar 1997.
- Fölling-Albers, Maria: Schulkinder heute. Auswirkungen veränderter Kindheit auf Unterricht und Schulleben. Weinheim/Basel 1992.
- Fühmann, Franz: Das mythische Element in der Literatur. In: Ders.: Erfahrungen und Widersprüche. Versuche über Literatur, Rostock: Hinstorff 1975.
- Fuhs, Burkhard: Fliegende Helden. Die Kultur der Gewalt am Beispiel von Kampfpiloten und ihren Maschinen. In: Brednich, Rolf W./Hartinger, Walter (Hrsg.): Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Volkskundekongress Passau 1993. 2 Bde. Passau 1994.
- Gottberg, Joachim von/Mikos, Lothar/Wiedemann, Dieter (Hrsg.): Kinder an die Fernbedienung. Konzepte und Kontroversen zum Kinderfilm und Kinderfernsehen. Berlin 1997.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth: Zur Genese der Gewalt der Helden. Gedanken zur Wirksamkeit der symbolischen Geschlechterkonstruktion. In: Brednich, Rolf W./Hartinger, Walter (Hrsg.): Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses. Passau 1993. 2 Bde. Passau 1994.
- Müller-Schwefe, Hans-Ulrich (Hrsg.): Männersachen. Verständigungstexte. Frankfurt a.M. 1979.
- Paus-Haase, Ingrid: Heldenbilder im Fernsehen. Eine Untersuchung zur Symbolik von Serienfavoriten in Kindergarten, Peer-Group und Kinderfreundschaften Wiesbaden 1998.
- Richter, Karin: Zur Entwicklung von Lesemotivation bei Grundschulern. In: Bergsdorf, Wolfgang u.a. (Hrsg.): Herausforderungen der Bildungsgesellschaft, Weimar: RhinoVerlag 2002.
- Röhrich, Lutz: Die Grausamkeit im deutschen Märchen. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 6, 1955.
- Theunert, Helga: Gewalt in den Medien, Gewalt in der Realität. Opladen 1987.
- dies.: 'Mordsbilder', Kinder und Fernseh-Information. Eine Untersuchung zum Umgang von Kindern mit realen Gewaltdarstellungen in Nachrichten und Reality-TV. Köln 1995.
- Wardetzky, Kristin: Märchen – Lesarten von Kindern. Eine empirische Studie, Bern/Berlin: Peter Lang 1992.
- Wienker-Pierpho, Sabine: „This is all too cruel“ – zu den Anfängen der Grimm-Rezeption im Ausland. In: Wardetzky, Kristin/Zitzlsperger (Hrsg.): Märchen in Erziehung und Unterricht. Bd. I, Beiträge zu Bildung und Lehre (Europäische Märchengesellschaft), Rheine 1997.